

Perspektiven der Gewaltforschung

Nachdem der Bielefelder Soziologe und Leiter des Instituts für interdisziplinäre Konflikt- und Gewaltforschung Wilhelm Heitmeyer bereits vor zwei Jahren als Mitherausgeber das *Internationale Handbuch der Gewaltforschung* und damit ein Standardwerk vorgelegt hat (vgl. die Rezension in *tv diskurs*, Ausgabe 25 [Juli 2003], S. 82 ff.), setzt er dies nun gemeinsam mit dem Konstanzer Soziologen Hans-Georg Soeffner fort. In ihrem schlicht mit *Gewalt* betitelten Band versammeln sie insgesamt 20 Beiträge, die sich einerseits verschiedenen Themen der Gewaltforschung widmen, andererseits aber die Forschung auch selbst reflektieren. So geben drei Autoren aus verschiedenen Disziplinen eine Antwort auf die eher rhetorisch gemeinte Frage, ob „sozialwissenschaftliche Gewaltforschung überflüssig“ ist (S. 383 ff.). Die Antwort lautet selbstverständlich: Nein! Gerade die öffentlichen Debatten über Gewalt und ihre Folgen sowie über Gewaltdarstellungen in den Medien zeigen, wie wichtig gerade die sozialwissenschaftliche Gewaltforschung ist. Das hat einen Grund u. a. darin, dass moralische Bewertungen von Gewalt hier als eine Diskursfalle begriffen werden. Der (wissenschaftlich) neutrale Blick steht im Vordergrund. Das gilt zwar nicht für alle Varianten der sozialwissenschaftlichen Forschung, aber doch für einen Großteil. Bemerkenswert ist auch, wie selbstreflexiv sich die Disziplin mit ihren eigenen Theoremen und empirischen Befunden auseinandersetzt. So beschäftigen sich zwei Beiträge (Hüttermann und Imbusch) mit dem aktuellen Dis-

kurs in der Gewaltforschung zwischen Mainstream und Innovation. Während es den einen um die Ursachen von Gewalt geht, setzen die anderen den Schwerpunkt auf die möglichst genaue Beschreibung von Gewalt und ihrer Dynamik. Letztlich wird diese „kuriose Debatte“ (Imbusch) als eine „falsche Alternative“ (Hüttermann) gewertet. Denn notwendig ist sicher beides. Wer nur nach den Ursachen von Gewalt schaut, wird Gewaltphänomene möglicherweise nicht in ihrer ganzen Komplexität verstehen können. Wer nur den genauen Blick auf das Phänomen hat, der wird die Perspektive auf die Ursachen und den Zweck von Gewalt verlieren. Die reflexive Auseinandersetzung mit Gewalt zeigt sich gerade auch in den Beiträgen, die sich mit dem Gewaltbegriff (Nunner-Winkler), der Faszination der Gewalt (Soeffner) und der Zukunft der Gewalt (Heitmeyer) befassen. In ihrer Auseinandersetzung mit dem Gewaltbegriff stellt die Sozialpsychologin Gertrud Nunner-Winkler fest: „Gewaltdefinitionen, bei denen die Verabschueungswürdigkeit konstitutiver Bestandteil der Begriffsbedeutung ist, gelangen zu keiner überhistorisch, interkulturell, ja nicht einmal interindividuell identischen Gegenstandsabgrenzung, und das Phänomen der Bewertungsdifferenzen bleibt ihnen als Forschungsfrage verschlossen“ (S. 55). Das sollten sich ruhig auch zahlreiche Forscher und Debattanten, die sich mit der Frage von medialen Gewaltdarstellungen und deren Wirkungen befassen, hinter die Ohren schreiben. Nunner-Winkler plädiert für einen engen Gewaltbegriff, der sich auf die absichtsvolle illegitime physische Schädigung bezieht. Sie

folgt dabei den Kriterien, die einer der Urväter der Soziologie, Max Weber, für die soziologische Begriffsbildung entwickelt hat. Danach haben Begriffe klar und eindeutig zu sein, müssen den Zwecken des Fachs dienen und „Kulturbedeutung“ haben, d. h., sie müssen sich auf reale Phänomene beziehen lassen. Der enge Gewaltbegriff folgt diesen Kriterien: „Im Interesse der Eindeutigkeit sieht die vorgeschlagene Gewaltdefinition von der Bewertung der Legitimität der Handlung ab, da diese je nach Persönlichkeitsmerkmalen (z. B. aggressiv versus verträglich), nach Rolle (z. B. Täter versus Opfer), nach Deutungssystem (z. B. Revolutionär versus loyaler Staatsbürger), nach historischer Epoche (z. B. Züchtigungsrecht des *pater familias* versus Tabuisierung der Prügelstrafe) differieren mag. Auch die Schwere der Folgen geht nicht in die Begriffsbestimmung ein, die sich vielmehr allein an Strukturmerkmalen der Handlung orientiert“ (S. 29 f.). Zugleich zeigt die Autorin, warum psychische oder strukturelle Gewalt eine ihrer Ansicht nach unzulässige Erweiterung des Gewaltbegriffs darstellen. Psychische Gewalt in Form von Beleidigungen oder Drohungen unterliegt „besonderen Bedingungen des Gelingens und des Scheiterns“. Das unterscheidet sie von der Eindeutigkeit der physischen Gewalt. Für das Gelingen oder Scheitern einer Beleidigung ist die „Mitarbeit“ des Opfers ganz wesentlich. Es reicht nicht, dass jemand gegenüber einem anderen eine beleidigende Äußerung macht. Das Opfer muss sich auch tatsächlich beleidigt fühlen. Wenn es z. B. sagt, dass es sich nicht betroffen fühlt, ging die beleidigende Äußerung ins Leere, sie hat ihre

beabsichtigte Wirkung nicht erreicht. „Der Strukturunterschied zwischen verbaler und physischer Gewalt lässt sich nun präzise bestimmen. Das Gelingen psychischer Verletzungen kann nicht vom Täter allein durchgesetzt werden. Ein (wie auch immer eingegrenzt) Mitspielen des Opfers ist unerlässlich. [...] Im Gegensatz dazu ist eine physische Gewalthandlung für ihren Erfolg auf eine Mitwirkung des Opfers nicht angewiesen. Der Täter kann sie allein vollziehen, d. h., er kann die Subjektivität des anderen missachten und im Extremfall ihn als bloßes Objekt behandeln, aus dem Weg räumen und beseitigen. Mit anderen Worten: Der Faustschlag trifft das Opfer, die Beleidigung kann es ignorieren oder – besser noch – ‚schlagfertig‘ auf den Täter zurückklicken“ (S. 41 f.). Mit ihrem Gewaltbegriff folgt Nunner-Winkler auch dem Vorschlag der Gewaltkommission der Bundesregierung, die Gewalt als „die zielgerichtete, direkte physische Schädigung von Menschen durch Menschen“ bezeichnet hat (S. 26).

Die Soziologen Roland Eckert und Herbert Willems beschäftigen sich in ihrem Beitrag mit den Folgen der Gewaltkommission, die insgesamt 158 Empfehlungen verabschiedete. Zehn Jahre nach Beendigung der Kommissionsarbeit im Jahre 1990 war ein „Großteil der Empfehlungen öffentlich diskutiert, viele in Modellprojekten erprobt und einige rechtlich umgesetzt“ worden (S. 540). Allerdings stellen die Autoren einschränkend fest, dass die Durchsetzung von Kommissionsempfehlungen stark von den „Konjunkturzyklen“ politischer Themen abhängig war und ist. Die besondere Bedeutung sol-



Wilhelm Heitmeyer/Hans-Georg Soeffner (Hrsg.): Gewalt. Entwicklungen, Strukturen, Analyseprobleme. Frankfurt am Main 2004: Suhrkamp. 15,00 Euro, 546 Seiten m. Tab.

cher Kommissionen sehen sie entsprechend auch weniger in den konkreten Auswirkungen, sondern eher darin, „dass sie gesellschaftlichen Konsens ausgelotet haben und ihnen gegenüber auch Dissens artikuliert worden ist“ (S. 542). Gerade dieser Beitrag zeigt, dass wissenschaftliche Debatten und Empfehlungen ihren Sinn haben und nicht einfach nur verpuffen.

Es würde zu weit führen, alle Beiträge dieses Bandes im Einzelnen zu würdigen. Für die Diskussion über mediale Gewaltdarstellungen und deren Folgen sind sicher die grundlegenden Überlegungen zum Gewaltbegriff und die (selbst)kritischen Überlegungen zur Gewaltforschung zentral. Von beiden Positionen ist die Forschung über Mediengewalt teilweise noch weit entfernt. Hilfreich für deren Debatten können auch die Beiträge sein von Albert Scherr über „Körperlichkeit, Gewalt und soziale Ausgrenzung in der ‚postindustriellen‘ Wissensgesellschaft“, von Susanne Karstedt über „Typen der Sozialintegration und Gewalt“, von Rainer Strobl und Wolfgang Kühnel über den „Zusammenhang zwischen kollektivistischen Werten und Gewalt am Beispiel von Aussiedlerjugendlichen“ sowie insbesondere die Beiträge von Helmut Thome zur „Erklärung langfristiger Gewaltkriminalität seit Beginn der Neuzeit“ und von Günter Albrecht über „Sinn und Unsinn der Prognose von Gewaltkriminalität“. Letzterer stellt fest: „Die augenblickliche Leistungsfähigkeit der Gewaltprognose ist sehr begrenzt“, denn da, „wo es um gravierende Formen der Gewalt geht, die Prognose also sehr gefragt ist, ist die Basisrate so niedrig, dass auch bisher noch nicht erreichte

Treffergenauigkeiten zu Ergebnissen führen würden, die vor dem Hintergrund der vorgestellten Qualitätsanforderungen nicht vertretbar sind“ (S. 511). Diesen Qualitätsanforderungen an Prognosen genügen die meisten Studien, die einfache kausale Beziehungen zwischen Medienkonsum und Gewaltverhalten herstellen, in der Regel nicht. Hier besteht also noch großer Bedarf in der Erforschung der medialen Gewalt. Das vorliegende Buch kann allen, die sich mit Fragen der Gewaltdarstellung in den Medien und deren möglichen Auswirkungen beschäftigen, als Basislektüre empfohlen werden. Das gute Preis-Leistungs-Verhältnis sollte ein zusätzlicher Anreiz zum Kauf sein. Leider geht kein Beitrag des Bandes auf mediale Gewaltdarstellung und deren Erforschung ein. Ein Mangel, der sicherlich in einer Neuauflage behoben werden könnte. Die zahlreichen Beiträge behandeln jedoch so grundlegende Fragen, dass viele Überlegungen auf die Mediengewaltforschung übertragbar sind. In diesem Sinn liefert das Buch eine Fülle von Anregungen.

Lothar Mikos